

Queer denken

*Gegen die Ordnung der Sexualität
(Queer Studies)*

Herausgegeben von
Andreas Kraß

Bei *Queer Studies* handelt es sich um transdisziplinäre Studien, die sich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive mit Problemen der sexuellen Identität befassen. Obwohl die *Queer Studies* (*queer* = »schwul«, »verquer«) in den USA zu den produktivsten Forschungsrichtungen zählen, gibt es in Deutschland bisher keine Publikation, die ihre Basistexte in Übersetzungen zugänglich macht. Mit dem vorliegenden Sammelband wird diese Lücke nun geschlossen.

Die zehn zum Teil erstmals übersetzten Essays der renommiertesten Vertreter der *Queer Studies* umfassen zentrale Beiträge einer *Queer Theory*, Aufsätze zu historischen Konzepten von Sexualität und Homosexualität sowie zu Fragen der Repräsentation gleichgeschlechtlichen Begehrens in Film, Theater und Literatur.

Dieses Buch greift in brisante wissenschaftliche und gesellschaftspolitische Debatten ein und stellt mit provozierenden Fragen und theoretisch fundierten Argumenten das Monopol der Heterosexualität im Denken und Handeln der westlichen Kultur in Frage.

Andreas Kraß lehrt Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz.

Suhrkamp

<i>Andreas Kraß</i> Queer Studies – eine Einführung	7
--	---

I. *Queer Theory: Sexualität und Politik*

<i>Gayle S. Rubin</i> Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik	31
--	----

<i>Teresa de Lauretis</i> Sexuelle Indifferenz und lesbische Repräsentation	80
--	----

<i>Eve Kosofsky Sedgwick</i> Epistemologie des Verstecks	113
---	-----

<i>Judith Butler</i> Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität ..	144
---	-----

II. *Queer History: Von Sodom bis Stonewall*

<i>David M. Halperin</i> Ein Wegweiser zur Geschichtsschreibung der männlichen Homosexualität	171
---	-----

<i>Carolyn Dinshaw</i> John Boswell erinnern und vergessen	221
---	-----

<i>Scott Bravmann</i> Queere Fiktionen von Stonewall	240
---	-----

III. *Queer Reading: Das Begehren des Textes*

<i>Andreas Kraß</i> Das erotische Dreieck. Homosoziales Begehren in einer mittelalterlichen Novelle	277
---	-----

<i>Valerie Traub</i> Die (In)Signifikanz von »lesbischem« Begehren im England der frühen Neuzeit	298
--	-----

edition suhrkamp 2248

Erste Auflage 2003

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crosmedia, Lahnau

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 3-518-12248-7

<i>James Creech</i>	
Aus der Krise erwachsen: Queere Anfänge moderner Männlichkeit in Benjamin Constants <i>Adolphe</i>	324
<i>Die Autorinnen und Autoren</i>	351
<i>Drucknachweise</i>	353
<i>Register</i>	355

Andreas Kraß

Queer Studies – eine Einführung

»Queer« can signify only
when attached to the first person.«

Eve Kosofsky Sedgwick

I. Die Diktatur der Heterosexualität

In ihren skurril-brillanten Bemerkungen über den »Weihnachts-Effekt« der Heterosexualität beschreibt die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Eve Kosofsky Sedgwick, wie die Weihnachtssaison alljährlich den Alltag in Beschlag nimmt und in eine homogene Weihnachtswelt verwandelt, in der alle Institutionen eine Sprache sprechen, nämlich die Sprache der Familie.¹ Nicht nur die Kirche, in deren angestammtem Terrain das Familienfest Weihnachten liegt, stößt in dieses Horn, sondern auch Politik, Wirtschaft und Medien: Die Regierung lobt ihre Familienpolitik, die Wirtschaft lädt zum Familienerlebnis Weihnachtseinkauf ein, die Nachrichten beziehen jede Meldung auf das Fest. Wird im Dezember ein Flugzeug entführt, so fragt die Schlagzeile: »Werden die Geiseln bis Weihnachten befreit sein?« So aussichtslos es ist, der Tyrannei des Weihnachtsfests zu entrinnen, das sich klebrig wie Zuckerguß an alles Denken, Reden und Tun anhaftet, bis es an Silvester gottlob wieder abplatzt, so unmöglich ist es, dem heterosexuellen Diktat zu entkommen, das jeden Winkel des täglichen Lebens durchdringt. Wenn ein Besucher aus einem Land jenseits des westlichen Kulturkreises, sagen wir ein indischer Buddhist, in der Vorweihnachtszeit einer Einladung nach Deutschland folgte, so dürften ihn die exotischen Sitten und Gebräuche seiner Gastgeber in großes Erstaunen versetzen. Ähnlich fühlt sich oftmals auf einem fremden Stern, wer in einer heterosexuellen Welt lebt, ohne es selbst zu sein. Im Unterschied zum

¹ Eve Kosofsky Sedgwick, *Tendencies*, Durham 1993, S. 5-9 (»Christmas Effects«), dort findet sich auch das dieser Einführung als Motto vorangestellte Zitat (S. 9).

Buddhisten kann er jedoch nicht in seine eigene Kultur zurückkehren, da es eine solche in vergleichbarer Weise nicht gibt. Und im Gegensatz zum Weihnachtsfest ist das Diktat der Heterosexualität nicht auf eine Saison von zwei bis drei Monaten im Jahr beschränkt. Die Situation, in der er sich dauernd und überall befindet, ist eine, die das heterosexuelle Lebensmodell propagiert und abweichende Lebensmodelle diskriminiert.

Die Lage ist so wenig feierlich wie die Weihnachtsgeschichte selbst, die bekanntlich nicht nur von familienfreundlichen Hirten, Engeln und Schafen, sondern auch von Staatskontrolle, Ausstoßung, Verfolgung und Exil handelt. Eine der ideologischen Säulen, auf denen das patriarchale Regime heterosexuellen Denkens und Handelns aufruht, ist, neben der Frauenfeindlichkeit, die Homophobie: Feindlichkeit gegen schwule Männer und lesbische Frauen. Sicher, vieles hat sich zum Besseren gewendet. Vor wenigen Jahren wurde die letzte Version des Paragraphen 175, der sexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe stellte, endlich abgeschafft. Wie perfide der Mechanismus der Homophobie gleichwohl bis heute arbeitet, läßt sich an der aktuellen Debatte um die Eingetragene Lebenspartnerschaft ablesen. Das vom Deutschen Bundestag am 10. November 2000 verabschiedete Gesetz sieht die weitgehende rechtliche Anerkennung und Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften mit der Ehe vor; doch bleibt das Adoptionsrecht nachdrücklich ausgeklammert. Das Gesetz, das im August 2001 in Kraft trat, wird insbesondere von den rechten politischen Parteien und der Deutschen Bischofskonferenz vehement abgelehnt. Die Bundesländer Bayern, Sachsen und Thüringen legten gerichtlichen Einspruch ein, um das Gesetz noch nachträglich zu verhindern. Die CDU-Vorsitzende Angela Merkel forderte im April 2001 in einem Zeitungsartikel unter dem grandios tautologischen Slogan: »Familienpolitik muß konkret sein, sonst ist sie keine Politik für Familien«, daß gleichgeschlechtliche Partnerschaften gemäß der Verfassung zwar einerseits nicht diskriminiert, andererseits aber auch nicht heterosexuellen ehelichen Gemeinschaften gleichgestellt werden dürften.² Die homophobe Allianz aus rechten Par-

2 *Die Welt*, 23. April 2001, die vollständige Schlagzeile lautet: »Die Ehe ist mehr als eine Lebensgemeinschaft. Die Gleichstellung homosexueller Partnerschaften widerspricht unserer Verfassung – Familienpolitik muß konkret sein, sonst ist sie keine Politik für Familien.«

teien, Landesregierungen und Bischöfen betont in ihrer paradoxen Argumentation vor allem den Schutz von Ehe und Familie als Ort der Erzeugung und Erziehung von Nachkommenschaft.³ Die Fürsprecher des Gesetzes weisen unter anderem auf die Inkonsequenz hin, daß nach derzeitigem Recht auch kinderlose Ehepaare besonderen Rechtsschutz genießen, obwohl sie den gesellschaftlichen Zeugungs- und Erziehungsauftrag nicht erfüllen. Die Gegner, wie Angela Merkel in ihrem Artikel, halten dagegen, daß auch kinderlose Ehen »über die Generationen« hinweg eng mit Familie verknüpft seien, insofern »Kinder für Eltern dauerhaft Verantwortung übernehmen«. Näher betrachtet, tritt in dieser Argumentation ein logisches Knäuel zu Tage, das, der Toleranzrhetorik zum Trotz, in der Tradition homophober Vorurteile steht. Erstens ist festzuhalten, daß sich gleichgeschlechtliche Partner, wenn sie kinderlos sind, ebenfalls durch die Fürsorge für ihre Eltern in den Kontext der Familie einbinden. Zweitens ist daran zu erinnern, daß auch Menschen, die das Leben mit einem Partner des eigenen Geschlechts teilen, durchaus einen ernsthaften Kinderwunsch haben können und im übrigen zeugungsfähig sind. Drittens fällt auf, daß einerseits die Ehe auf die Zeugung von Nachkommenschaft bezogen, zugleich aber entsexualisiert wird, während umgekehrt die gleichgeschlechtliche Partnerschaft sexualisiert und implizit als Verrat am Gesellschafts- und Generationenvertrag stigmatisiert wird (als wenn nicht auch sie familiäre, ökonomische und kulturelle Leistungen erbrächte). Die eklatanteste Aporie besteht aber darin, daß gleichgeschlechtlichen Partnerschaften zwar die angeblich zwangsläufige Kinderlosigkeit angekreidet, zugleich aber das Adoptionsrecht verweigert wird: Einerseits *sollen* sie Kinder haben, andererseits *dürfen* sie es nicht. Freilich gibt es auch auf schwul-lesbischer Seite Vorbehalte gegen den Gesetzesentwurf, die den institutionellen Status von Ehe und Familie betreffen: Während konservative Gegner die Erosion von Ehe und Familie beklagen, befürchten schwule und lesbische Kritiker nicht ohne Grund die Expansion dieser Institution als Instrument der staatlichen Kontrolle über die Sexualität der Bürger.⁴ Kürzlich hat

3 Damit bietet sie ein weiteres Beispiel für die logischen Brüche und Inkohärenzen der Diskurse über Homo- und Heterosexualität, die Eve Sedgwick in *Epistemology of the Closet*, Berkeley 1990, analysiert; vgl. Sedgwick's Beitrag in diesem Band.

4 Die Debatte wird nun auch in den Vereinigten Staaten geführt; vgl. die ra-

die Debatte eine neue Phase erreicht und dabei eine weitere Paradoxie produziert. Seit das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil vom 17. Juli 2002 das Lebenspartnerschaftsgesetz zuließ, vertrat Edmund Stoiber als bayerischer Ministerpräsident und Kanzlerkandidat der CDU/CSU im Wahlkampf 2002 in seiner politischen Doppelnatur widersprüchliche Positionen: Als Sachwalter seines Bundeslandes bekämpfte er das Gesetz (Verfassungsklage) und behinderte seine praktische Ausführung (gleichgeschlechtlichen Lebenspartnern bleibt in Bayern das Standesamt verschlossen, sie müssen sich einen Notar suchen), als Sachwalter der Bundesrepublik versprach er es gegebenenfalls zu akzeptieren. Worauf die Widersprüche in jedem Fall verweisen, ist die Tatsache, daß das debattierte Problem eher aus dem notorisch um das Ideal der heterosexuellen Ehe und Familie kreisenden Denken der Gesellschaft erwächst als aus dem gleichgeschlechtlichen Lebensentwurf einer Minderheit ihrer Mitglieder.

2. Die Erfindung der Homosexualität

Wer heute von Sexualität zwischen Partnern desselben Geschlechts sprechen, aber umgangssprachliche Wörter wie »schwul« und »lesbisch« vermeiden will, dem stehen zwei hochsprachliche Bezeichnungen zur Verfügung: zum einen der pathologisch konnotierte Begriff der »Homosexualität«, zum andern, insbesondere in der Rechtssprache des englischen Sprachraums, der veraltete Begriff der »Sodomie«. Letzterer ist ein mittelalterlicher Terminus, er geht auf die biblische Mythe von Sodom zurück, die Urszene aller Verdammung und Verfolgung gleichgeschlechtlicher Sexualität im jüdisch-christlichen Kulturkreis. Die Geschichte (Genesis 19) ist bekannt. Eines Abends lädt Lot zwei junge Männer, die sich später als Engel Gottes zu erkennen geben, gastfreundlich zur Übernachtung in sein Haus ein. Sie sind noch nicht schlafen gegangen, da umstellen männliche Einwohner der Stadt Sodom das Haus und fordern die Herausgabe

dikale Stellungnahme gegen gleichgeschlechtliche Ehen aus schwuler Sicht von Michael Warner, *The Trouble with Normal. Sex, Politics, and the Ethics of Queer Life*, New York 1999. – Im April 2000 verabschiedete Vermont als erster US-Bundesstaat ein Gesetz, das gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften der Ehe rechtlich gleichstellt.

der Gäste, um mit ihnen »zu verkehren«. Lot redet auf sie ein, von einem solchen »Verbrechen« Abstand zu nehmen, und bietet ihnen als Ersatz seine beiden jungfräulichen Töchter an. Bevor es zur Auslieferung kommt, greifen die Engel ein, und Gott legt zur Strafe die Stadt in Schutt und Asche. In einer anderen Version (Richter 19) geht die Geschichte ärger aus: Die jungen Frauen werden tatsächlich ausgeliefert, vergewaltigt (»die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen«) und getötet. Zwar entzündet sich die Geschichte am Problem des angefochtenen und zu schützenden Gastrechts (worauf sich bis heute die peinlich berührten Exegeten halb entschuldigend, halb rechtfertigend berufen); gleichwohl sind die Symptome der repressiven Herrschaftsordnung unverkennbar: die Verbrüderung der Männer, die Gott auf ihrer Seite wissen (Patriarchat); die Kriminalisierung gleichgeschlechtlicher männlicher Sexualität (Homophobie); die Fixierung auf die Jungfräulichkeit der Töchter sowie ihre Abwertung zum Objekt männlicher Lust und männlichen Tauschhandels (Misogynie).

Während der Begriff »Sodomie« im deutschen Sprachgebrauch heute Verkehr mit Tieren (Bestialität) bezeichnet, diente der Begriff im Mittelalter und im englischen Sprachraum bis heute zur Brandmarkung sexueller Handlungen, die von der Norm des heterosexuellen Vaginalverkehrs abweichen, insbesondere des hetero- und homosexuellen Anal- und Oralverkehrs. Der Fokus richtet sich allerdings in der Regel auf gleichgeschlechtliche Sexualität, der im Gegensatz zur gegengeschlechtlichen kein rechtlicher Schutzraum zugebilligt wird. Wer Belege für das Fortleben des mittelalterlichen Sodomie-Diskurses sucht, muß nicht ins England des 19. Jahrhunderts und auf den Fall des Schriftstellers Oscar Wilde zurückgehen, der als »Sodomit« verfolgt, verurteilt und in ein Straflager deportiert wurde. Vor weniger als zwanzig Jahren, im Juli 1986, bestätigte der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten von Amerika die Sodomiegesetze (*sodomy laws*) des Bundesstaates Georgia und anderer Bundesstaaten, die einvernehmliche sexuelle Handlungen zwischen erwachsenen Männern unter Strafe stellen. Anlaß dieser Entscheidung war die Klage des Privatmannes Michael Hardwick, der einige Jahre zuvor von Polizisten, die wegen eines Bagatelldelikts in sein Haus eindringen und das Schlafzimmer stürmten, beim einvernehmlichen Oralverkehr mit einem anderen Mann überrascht wur-

de.⁵ Hardwick wurde von den Polizisten wegen »homosexueller Sodomie« verhaftet, das zuständige Gericht nahm jedoch die Klage nicht an. Hardwick brachte seinen Fall in der Hoffnung, ein bundesweites Verbot der Sodomiegesetze zu erzielen, vor den Supreme Court, der sie jedoch höchstrichterlich bestätigte. In 18 Bundesstaaten sind solche Sodomiegesetze bis heute in Kraft. Unter George W. Bush, dem damaligen Gouverneur von Texas und heutigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, wurde das aktuelle Parteiprogramm der Republikanischen Partei in Texas verabschiedet, das sich explizit gegen die Entkriminalisierung der Sodomie ausspricht.⁶ Die zynische Begründung, die das Papier in seiner heutigen Fassung (2002) gegen die Abschaffung der Sodomiegesetze vorbringt, enthält in konzentrierter Form sämtliche diskriminierenden Vorurteile und homophoben Phantasmen, die das Mittelalter an die Gegenwart weitergereicht hat:⁷

⁵ Zum Fall *Bowers v. Hardwick* vgl. Sedgwick in diesem Band.

⁶ Ein einschlägiges Portrait des damaligen Präsidentschaftskandidaten bietet die Zeitschrift *The Advocate* in ihrer Ausgabe vom 4. Juli 2000.

⁷ Der Text des Parteiprogramms ist im Internet unter www.texasgop.org einsehbar; er läßt sich wie folgt ins Deutsche übersetzen: »Die Partei glaubt, daß die Ausübung der Sodomie am Netz der Gesellschaft zerrt, zum Zusammenbruch der Familieneinheit beiträgt und zur Verbreitung gefährlicher, übertragbarer Krankheiten führt. Homosexuelles Verhalten widerspricht den grundlegenden, unwandelbaren Wahrheiten, die von Gott verfügt und den Gründern unseres Landes anerkannt wurden und von der Mehrheit der Texaner geteilt werden. Homosexualität darf nicht als akzeptabler »alternativer« Lebensstil in unserer öffentlichen Erziehung und Politik dargestellt werden, noch darf »Familie« in der Weise neu definiert werden, daß sie homosexuelle »Paare« einschließt. Wir sind gegen jegliche Gewährung von besonderen juristischen Rechten, Anerkennung oder Privilegien, einschließlich, aber nicht begrenzt auf Ehe zwischen Personen des gleichen Geschlechts, Sorgerecht von Homosexuellen für Kinder, homosexuelle Partnerversicherung oder Rentenansprüche. Wir lehnen jegliche strafrechtliche oder zivile Verfolgung derjenigen ab, die Homosexualität aufgrund ihrer Religion, ihrer Überzeugung oder ihres Glaubens an traditionelle Werte ablehnen.« – Berichte und Dokumente zum aktuellen Stand der *sodomy laws* in den Vereinigten Staaten findet man unter www.sodomy.laws.org. – Als Präsident schlägt Bush einen moderateren Ton an; so distanzierte er sich durch einen Sprecher von den Äußerungen der einflußreichen Kirchenführer Jerry Falwell und Pat Robertson, die die tödlichen Terroranschläge vom 11. September 2001 als »Strafe Gottes für die Selbstpreisgabe der amerikanischen Nation an Homosexualität, Abtreibung, Pornographie und Säkularismus« werten; vgl. *New York Times*, 15. September 2001, S. A 15.

»*Homosexuality* – The Party believes that the practice of sodomy tears at the fabric of society, contributes to the breakdown of the family unit, and leads to the spread of dangerous, communicable diseases. Homosexual behavior is contrary to the fundamental, unchanging truths that have been ordained by God, recognized by our country's founders, and shared by the majority of Texans. Homosexuality must not be presented as an acceptable »alternative« lifestyle in our public education and policy, nor should »family« be redefined to include homosexual »couples«. We are opposed to any granting of special legal entitlements, recognition, or privileges including, but not limited to, marriage between persons of the same sex, custody of children by homosexuals, homosexual partner insurance or retirement benefits. We oppose any criminal or civil penalties against those who oppose homosexuality out of faith, conviction, or belief in traditional values.«

Das deutsche Gegenstück zur amerikanischen Sodomiegesetzgebung, der Paragraph 175 des Strafgesetzbuches, wurde erst vor wenigen Jahren, im März 1994, gestrichen.⁸ Der Paragraph, der im Jahr 1871 ins Reichsstrafgesetzbuch aufgenommen worden war, stellte in zutiefst diskriminierender Weise männliche Homosexualität mit Bestialität gleich: »Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.« Ein halbes Jahrhundert später, im Jahr 1935, wurde der Paragraph von den Nationalsozialisten noch erheblich verschärft. In der novellierten Fassung reichte zur Verurteilung bereits ein »Betrachten in wollüstiger Absicht« aus; und ein Zusatz forderte »Zuchthaus bis zu zehn Jahren« für »einen Mann über einundzwanzig Jahre, der eine männliche Person unter einundzwanzig Jahren verführt« (§ 175a). Von dem Gesetz wurde insbesondere als Instrument zur Denunziation und Ausschaltung politischer Gegner Gebrauch gemacht. Von 1935 bis 1945 wurden im Namen des Paragraphen 175 etwa 50 000 Männer verurteilt; schätzungsweise bis zu 15 000 fanden in Konzentrationslagern den Tod.⁹ Die deutsche Nachkriegsregierung unter Konrad Adenauer über-

⁸ Zur Geschichte des Paragraphen 175 und zur Geschichte der Homosexualität insgesamt vgl. Helmut Blazek, *Rosa Zeiten für rosa Liebe. Zur Geschichte der Homosexualität*, Frankfurt/M. 1996 (der materialreiche Band ist besser, als der verunglückte Titel vermuten läßt).

⁹ Vgl. Richard Plant, *Rosa Winkel. Der Krieg der Nazis gegen die Homosexuellen*, Frankfurt/M./New York 1991.

nahm den von den Nazis verschärften Paragraphen unverändert ins Strafgesetzbuch; Männer, die vor 1945 verurteilt worden waren, galten weiterhin als vorbestraft. Erst 1969 (in der DDR ein Jahr früher) wurde das Gesetz entschärft; von nun an war Sex zwischen erwachsenen Männern straffrei, doch drohte in Westdeutschland nach wie vor jedem »Mann über achtzehn Jahre, der mit einem anderen Mann unter 21 Jahren Unzucht treibt oder sich von ihm zur Unzucht mißbrauchen läßt«, Gefängnisstrafe. 1973 wurde Straflosigkeit ab dem 18. Lebensjahr eingeführt, während das Schutzalter für Mädchen zuletzt bei 16 Jahren lag. 1994 schaffte der Deutsche Bundestag den Paragraphen endgültig ab und setzte das Schutzalter auch für Männer auf 16 Jahre herab. In den 123 Jahren von 1871 bis 1994 war die Kontinuität der Homophobie, wenn sie auch schrittweise reduziert wurde, ungebrochen: Männliche Homosexualität wurde bekämpft, weibliche Homosexualität ignoriert. Als die Abschaffung des Paragraphen 175 unaufhaltsam schien, verschob sich der juristische Schauplatz der Homophobie auf die Debatte um die gesetzliche Anerkennung und Gleichstellung eingetragener Lebensgemeinschaften, von der oben bereits die Rede war.

»Homosexualität« ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Das Wort wurde 1869 von einem Schweizer Arzt namens Karoly Maria Benkert als medizinischer Fachausdruck geprägt. Hatte man bislang vor allem moraltheologisch und juristisch argumentiert und gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen unter dem Namen »Sodomie« als Sünde und Verbrechen klassifiziert, wurden sie nun als Krankheit eingeschätzt und zum Merkmal einer psychischen oder physischen Disposition der betreffenden Person erklärt. Michel Foucault brachte den Paradigmenwechsel in einem berühmten Diktum auf den Punkt: »Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies.«¹⁰ Die pathologische Argumentation, daß Homosexualität nicht ein gewähltes Verhalten, sondern ein angeborenes Persönlichkeitsmerkmal sei, begünstigte das Plädoyer der ersten deutschen homophilen Bewegung für die Entkriminalisierung der Homosexualität. Magnus Hirschfeld, Neurologe und Gründer des (vergeblich) gegen die Einführung des Paragraphen 175 in das Reichsstrafgesetzbuch

¹⁰ Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen (Sexualität und Wahrheit, Bd. 1)*, Frankfurt/M. 1983, S. 58.

eintretenden »Wissenschaftlich-Humanitären Komitees«, vertrat die Ansicht, daß angeborene Homosexualität eine »sexuelle Zwischenstufe«, ein »drittes Geschlecht« sei, das physiologische Merkmale des Mannes und der Frau vereine.¹¹ Fatalerweise kam dasselbe Argument, das die homophilen Bewegungen des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts zur Entkriminalisierung der Homosexualität vorbrachten, der biologistischen Ideologie der Nationalsozialisten und ihrer tödlichen Politik gegen schwule Männer und lesbische Frauen entgegen. Den Auffassungen Hirschfelds stand in England der Sexologe Havelock Ellis nahe, der in den 1890er Jahren den Begriff der Homosexualität in die englische Sprache einführte und im Jahr 1914 in London die Society of Sex Psychology gründete. Er kommentierte auch den Roman *The Well of Loneliness* (1928) der Schriftstellerin Radclyffe Hall, der lesbische Liebe im Sinne des homophil-pathologischen Diskurses portraitiert.¹² Das früheste Dokument der homophilen Bewegung in den Vereinigten Staaten ist die 1924 veröffentlichte Charta der Chicago Society for Human Rights, die, wie Hirschfeld pathologisch argumentierend, Homosexuellen mentale und psychische Abnormität attestierte. Marxistische Positionen vertraten in den fünfziger Jahren (der McCarthy-Ära) die männlich-homophile Mattachine Society, eine Vorläuferin der späteren schwulen Befreiungsbewegung, und die weiblich-homophilen Daughters of Bilitis, die sich der Mattachine Society assoziierten.

3. Zur Genealogie der Queer Theory

Ein zweiter Paradigmenwechsel vollzog sich in den 1960er und 1970er Jahren; er fand in den Ereignissen des Sommers 1969 in New York City seinen deutlichsten Ausdruck. Als die Polizei in einem schwulen Lokal namens Stonewall Inn, das in der Christopher Street zu Hause ist, eine ihrer Razzien durchführte, erhob sich zum ersten Mal ein Aufstand, der sich über Wochen hinzog

¹¹ Zu den Implikationen von Hirschfelds Modell und anderen Modellen jener Zeit vgl. Sedgwick in diesem Band.

¹² Radclyffe Hall, *The Well of Loneliness. With a Commentary by Havelock Ellis*, New York 1990 [dt.: *Quell der Einsamkeit*, Göttingen 1991]. Zu Ellis und Hall, deren Roman heute zu den wichtigsten Referenztexten des lesbischen Feminismus zählt, vgl. Rubin und de Lauretis in diesem Band.

und zum zentralen Datum der schwulen und lesbischen Freiheitsbewegung (Gay Liberation) wurde.¹³ Die politische Selbstbehauptung, die Ablösung der Scham durch Stolz, für die der Aufstand von Stonewall steht, wird alljährlich international am Christopher Street Day in Demonstrationen und Paraden gefeiert. Die Politisierung der schwul-lesbischen Bewegung der 70er und 80er Jahre, die sich von den Assimilationsversuchen der homophilen Bewegung abgrenzte und Allianzen mit anderen Emanzipationsbewegungen suchte, geht mit einer Erneuerung der Terminologie und Theorie einher. Das klinische Wort »homosexuell« wurde suspekt, weil es diejenigen, zu deren Bezeichnung es geprägt worden war, uniformiert (als gäbe es keine Unterschiede zwischen schwulen Männern und lesbischen Frauen), sexualisiert (als definierten sie sich allein über ihre Sexualität) und pathologisiert (als litten sie an einer psychischen Störung).¹⁴ Die Gay Liberation propagierte einen »ethnischen« Ansatz, der denjenigen, die Sex mit Partnern des eigenen Geschlechts bevorzugen, eine distinkte Identität zuschreibt und diese mit dem umgangssprachlichen Begriff »gay« markiert. Dieses Identitätskonzept basiert nicht mehr auf pathologischen, sondern auf politischen Vorstellungen. Es erstrebt nicht mehr die Assimilation, sondern die Anerkennung als identitäre Minderheit innerhalb der (vorwiegend heterosexuellen) Gesellschaft. Es überläßt die Definition der »Homosexualität« nicht mehr den Experten, sondern nimmt sie selbst in die Hand. In Anlehnung an Foucault könnte man formulieren: »Der Homosexuelle war eine pathologische Spezies, der Schwule und die Lesbe sind politische Identitäten.«

Der lesbische Feminismus wandte sich gegen die Vereinheitlichung schwuler Männer und lesbischer Frauen durch die Identitätspolitik der Gay Liberation und legte Wert auf die – wie-

13 Vgl. Martin B. Duberman, *Stonewall*, New York 1993. Vgl. auch die Beiträge von Bravmann, Dinshaw und Sedgwick in diesem Band.

14 Ohnehin ist das aus griechisch *homo* (gleich) und lateinisch *sexus* (Geschlecht) gebildete Kunstwort ein linguistisches und logisches Monstrum. »Homosexuell« heißt wörtlich nichts weiter als »gleichgeschlechtlich«, ist aber mit sexuellen Konnotationen befrachtet, die auf die implizite biologische Verknüpfung und Vermischung von Geschlecht und Sexualität verweisen. Genaugenommen müßte man statt von »Homosexualität« von »homosexueller Sexualität« sprechen; dagegen wäre der Begriff »homosexuell« durchaus angemessen, um gleichgeschlechtliche Institutionen wie z. B. die katholische Amtskirche zu bezeichnen.

derum essentialistisch gedachten – Unterschiede lesbischer gegenüber schwuler Sexualität und Identität. Aktivistische Gruppen wie die *Radicalesbians* und lesbisch-feministische Theoretikerinnen wie Adrienne Rich¹⁵ propagieren eine lesbische Politik, die Anschluß eher an die Frauen- als an die Schwulenbewegung sucht. Sie privilegieren die Geschlechterdifferenz zwischen Frau und Mann vor der sexuellen Differenz und gehen zum Teil so weit, schwule Männer als Komplizen der patriarchalen Herrschaft anzusehen. Dagegen stellen lesbische Feministinnen wie Monique Wittig die Hypostasierung des Geschlechts entschieden in Frage.¹⁶ Auch Wittig zielt auf die Destabilisierung der Heterosexualität, wählt jedoch einen anderen Weg, wenn sie die Kategorie des Geschlechts zu denaturalisieren sucht. Nach Wittig ist Geschlecht nicht Ursache, sondern diskursiver und praktischer Effekt der Unterdrückung; folglich arbeitet jede Betonung des Geschlechts dem Regime der Heterosexualität zu.

Die Wende vom essentialistischen zum konstruktivistischen Konzept von Geschlecht ist eine der theoretischen Grundlagen, auf der die Queer Theory aufbauen konnte, als sie zu Beginn der 90er Jahre erstmals die politische und akademische Bühne betrat.¹⁷ Ihr Name ist Programm. Das englische Wort »queer« wurde im frühen 16. Jahrhundert aus dem Deutschen entlehnt. In seiner allgemeineren Bedeutung meint es so viel wie »verquer«, ist seit dem frühen 20. Jahrhundert aber insbesondere auch als abfälliger, umgangssprachlicher Ausdruck für »schwul« und »lesbisch« geläufig.¹⁸ Die im Jahr 1990 gegründete *Queer Nation*, eine

15 Vgl. Adrienne Rich, »Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz«, in: Dagmar Schultz (Hg.), *Macht und Sinnlichkeit*, Berlin 1983, S. 138-169.

16 Vgl. Monique Wittig, *The Straight Mind and Other Essays*, Boston 1992.

17 Eine empfehlenswerte Einführung in die Queer Theory gibt Annamarie Jagose, *Queer Theory, Eine Einführung*, Berlin 2001 (engl. Originalausgabe: New York 1996); vgl. ferner: Tasmin Spargo, *Foucault und Queer Theory*, Cambridge/New York 1999; Wilhelm B. Turner, *A Genealogy of Queer Theory*, Philadelphia 2000.

18 Im folgenden wird das Wort »queer« (»queeren«, »Queerness«) eingedeutscht. Dasselbe gilt für Wörter wie »butch« (»männlich«-lesbisch), »camp« (kitschig, affektiert), »Coming-out« (Bekanntnis des Schwul- bzw. Lesbischseins vor sich selbst und anderen), »Community« (Gemeinschaft, Gruppierung), »femme« (»weiblich«-lesbisch), »Cross-dressing« (»Transvestismus«), »Drag-Queen« (»Transvestit«), »gender« (»geschlechtern«, geschlechtsspezifisch definieren), »Performance« (Darstellung, Aufführung), »straight« (heterosexuell). Dagegen werden folgende

Gruppe schwuler und lesbischer politischer Aktivisten, benutzte das Wort erstmals als affirmative Selbstbezeichnung. Die lesbisch-feministische Wissenschaftlerin Teresa de Lauretis prägte die Bezeichnung »Queer Theory« in einer Ausgabe der Zeitschrift *differences*, die sie im Jahr 1991 unter dem Titel »Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities« herausgab.¹⁹ Queer Theory und ihre Anwendung in den Queer Studies zielen, um vorerst nur einige Schlagwörter zu nennen, auf die Denaturalisierung normativer Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit, die Entkopplung der Kategorien des Geschlechts und der Sexualität, die Destabilisierung des Binarismus von Hetero- und Homosexualität sowie die Anerkennung eines sexuellen Pluralismus, der neben schwuler und lesbischer Sexualität auch Bisexualität, Transsexualität und Sadomasochismus einbezieht.

Die Skepsis der Queer Theory gegenüber stabilen Identitätskonzepten steht nicht zuletzt im Kontext von HIV und AIDS. Die Identitätsfrage stellt sich in der Weise, daß der reaktionäre politische Diskurs in seiner Verkennung von AIDS als »schwuler Krankheit« homophobe Vorurteile erneuert, daß das politische und soziale Engagement der Hilfsorganisationen Solidaritäten erzeugt, die alte Identitätsgrenzen überschreiten, und daß die Erziehung zum geschützten Sexualverkehr (*safe-sex*) sexuelle Praktiken stärker betont als sexuelle Identitäten. Zunächst und vor allem aber stellen HIV und AIDS die Identität der Betroffenen in Frage, insofern als sie ihr Leben bedrohen und zerstören; zwar konnte die Lebensgefahr in den letzten Jahren durch neue Behandlungsmethoden gemindert, nicht aber überwunden werden.

In den Vereinigten Staaten zählen die Queer Studies zu den gegenwärtig produktivsten Forschungsrichtungen. Eine im Jahr 1997 veröffentlichte Fachbibliographie verzeichnet für die Jahre von 1990 bis 1996 ca. 600 Monographien und Aufsätze; seitdem hat sich die Zahl der einschlägigen Publikationen mehr als verdoppelt.²⁰ An nordamerikanischen Universitäten haben sich in-

Wörter ins Deutsche übersetzt: *closet* (»Versteck«), *gay* (»schwul«; »schwul-lesbisch«) und *lesbian* (»lesbisch«), *gender* (»[soziales] Geschlecht«) und *sex* (»[anatomisches] Geschlecht«). Zur Terminologie vgl. auch Sabine Hark (Hg.), *Grenzen lesbischer Identitäten*, Berlin 1996, S. 187f.

19 Teresa de Lauretis, »Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities«, in: *differences* 6 (1991), S. iii-xviii.

20 Joan Nordquist, *Queer Theory: A Bibliography*, Santa Cruz/CA 1997.

terdisziplinäre Zentren für Queer Studies etabliert, darunter das Center for Lesbian and Gay Studies (CLAGS) an der City University of New York, das Center for the Study of Gender and Sexuality (CSGS) an der New York University, das Center for Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender Studies (LGBTs) an der University of California in Los Angeles und das Center for Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender Studies (LGBT) an der University of California in Berkeley. Seit 1994 erscheint die von Carolyn Dinshaw und David M. Halperin herausgegebene Fachzeitschrift *GLQ. A Journal of Gay and Lesbian Studies*. Im deutschen Sprachraum hingegen wurden die Queer Studies bislang vergleichsweise wenig rezipiert und kaum institutionalisiert.²¹ Die Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft veranstaltete im Jahr 1997 gemeinsam mit dem kulturwissenschaftlichen Institut der Humboldt-Universität Berlin einen Kongreß mit dem Thema »Verqueere Wissenschaft«, aus dem eine gleichnamige Publikation hervorging.²² Eine der wenigen Institutionen, die sich seit längerem mit Fragen der Queer Theory befaßt, ist das »Forschungsgebiet Homosexualität und Literatur« an der Gesamthochschule Siegen, das die Zeitschrift *Forum Homosexualität und Literatur* herausgibt. In akademischen Programmen, die sich mit feministischen Fragen und Fragen der Geschlechterdifferenz befassen, wird Queer Theory als theoretische Strömung rezipiert; in diesen und anderen Kontexten entstehen einschlägige Dissertationen und Habilitationsschriften.

21 Zur Stellung der Queer Theory an deutschen Universitäten vgl. Ralph J. Poole, »Vom Einbezug der *Gay Studies* in die Hochschulen«, in: *Forum Homosexualität und Literatur* 23 (1995), S. 116-122; Sabine Hark, »Umstrittene Wissensterritorien. Feminismus und Queer Theory – Reflexion als Programm«, in: Ursula Ferdinand/Andreas Pretzel/Andreas Seeck (Hg.), *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*, Münster 1998, S. 13-24; zuletzt Jagose, *Queer Theory*, a. a. O., S. 167-194 (ein ergänzendes Kapitel der ÜbersetzerInnen zum aktuellen Stand der Queer Theory in Deutschland). Jüngst erschien als Beitrag der deutschen Amerikanistik zur Queer Theory: Ralph J. Poole (Hg.), *Queering America*, 2001 (= *Amerikastudien/American Studies*, Heft 46.1).

22 Ferdinand/Pretzel/Seeck (Hg.), *Verqueere Wissenschaft*, a. a. O.

4. Queer Theory als kulturwissenschaftliches Projekt

Queer Theory und Queer Studies verstehen sich nicht als eigene akademische Disziplin, sondern als Frageperspektive, die alle kulturwissenschaftlichen Fächer übergreift. Es ist daher kaum möglich, ein vollständiges, systematisches und kohärentes Bild der Queer Theory und Queer Studies zu zeichnen (ein solcher Versuch liefe auch ihren Prämissen und Prinzipien zuwider). Gleichwohl soll im folgenden versucht werden, in exemplarischer Weise wenigstens drei signifikante Züge herauszustellen, die Probleme der Performativität (Butler), der Historizität (Foucault) und der Semiotik (Sedgwick) der Sexualität betreffen.

1. Eine der einflussreichsten Repräsentantinnen der Queer Theory ist Judith Butler, die insbesondere in ihrem 1990 erschienenen Buch *Das Unbehagen der Geschlechter* auf den Nachweis der Performativität des Geschlechts und der Sexualität zielt.²³ Anknüpfend an die Unterscheidung von »sex« (biologisches/anatomisches Geschlecht), »gender« (soziales Geschlecht) und »desire« (sexuelles Begehren), zeigt sie, daß die heterosexuelle Zuordnung dieser Kategorien nicht eine natürliche Gegebenheit, sondern der Effekt einer kulturellen Konstruktion ist, die sich durch den Prozeß performativer Wiederholung unablässig reaffirmiert. Die soziale Geschlechtsidentität ist nicht durch das anatomische Substrat des Körpers gedeckt und somit nicht »natürlich«; vielmehr ist umgekehrt der Körper immer schon mit einer sozialen Geschlechterrolle imprägniert. Als politische Strategie, das naturalistische Diktat der Zwangsheterosexualität zu durchkreuzen, schlägt Butler vor, in die performative Wiederholung der Geschlechterrollen eine parodistische Verfremdung zu installieren, um so die Performativität, Fiktivität und Kontingenz der binären Ordnungen des Geschlechts und der Sexualität auszustellen.

Butlers Thesen wurden häufig in simplifizierter Form rezipiert und mit Argumenten kritisiert, die sich gegen das Projekt der Queer Theory insgesamt richten.²⁴ Ein verbreitetes Mißverständ-

23 Butler hat ihre Thesen in dem Artikel »Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität« zusammengefaßt, der in diesem Band abgedruckt ist. Vgl. auch die einschlägigen Beiträge von Butler (»Critically Queer«) und Sedgwick (»Queer Performativity«) in *GLQ* 1 (1994).

24 Zur Kritik der Queer Theory vgl. Jagose, *Queer Theory*, a. a. O., S. 87-90, 101-126; Turner, *Genealogy*, a. a. O., S. 1-35.

nis beruht auf der Verwechslung von Performativität und theatraler Performance. Wenn Butler das Beispiel der Drag-Queen heranzieht, um ihr Konzept der parodistischen Verfremdung zu illustrieren, so heißt dies durchaus nicht, daß sie voluntaristisch argumentiert. Wie Butler ausdrücklich betont, verfügt das Subjekt keineswegs über das Geschlecht wie über ein Kleidungsstück, das man beliebig wählen und wechseln kann; vielmehr ist umgekehrt das Subjekt immer schon der Performativität des Geschlechts unterworfen, ist das performative Geschlecht eine Zwangsjacke des Subjekts. Ein weiterer Kritikpunkt zielt auf die angebliche Destabilisierung des schwul-lesbischen Projekts. Butler wurde vorgeworfen, daß sie die mühsam erlungene Identitätsposition des schwulen Mannes und der lesbischen Frau wieder demontiere und somit zur reaktionären Komplizin der Homophobie werde. Dem läßt sich entgegenhalten, daß zwischen einer politischen und einer theoretischen Agenda zu differenzieren ist: Während jene den Identitätsstatus aus berechtigten Gründen einfordern mag, muß diese gleichwohl darauf insistieren, daß der Identitätsstatus nicht natürlich, sondern ein Resultat normalisierender Diskurse ist. Gegen die Kritik, daß sie die Debatte leichtfertig entpolitisiere, verwahrte sich Butler bereits im Vorfeld: »Die Dekonstruktion der Identität beinhaltet keine Dekonstruktion der Politik; vielmehr stellt sie gerade jene Termini, in denen sich die Identität artikuliert, als politisch dar.«²⁵

2. Wie fast alle Vertreter der Queer Theory, bezieht sich auch Butler in ihrer Argumentation auf den französischen Philosophen Michel Foucault (einen schwulen Mann, der 1984 an AIDS starb). Foucault begründete mit seinem unvollendeten Werk *Sexualität und Wahrheit*, insbesondere dem ersten, einführenden Band (*Der Wille zum Wissen*), das Projekt einer Historisierung der Sexualität.²⁶ Indem Foucault Sexualität nicht als biologisches Phänomen, sondern als kulturelles Konstrukt, nicht als Objekt, sondern als Effekt eines Dispositivs aus Situationen, Diskursen und Praktiken beschrieb, legte er ein tragfähiges theoretisches und methodisches Fundament für das Projekt der Queer Theory, Sexualität zu historisieren und denaturalisieren.²⁷ In der Ge-

25 Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991, S. 218.

26 Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen*, a. a. O.

27 Vgl. Spargo, *Foucault und Queer Theory*, a. a. O.; Turner, *Genealogy of*

schichte der westlichen Kultur haben sich verschiedene Diskurse über gleichgeschlechtliche Sexualität ausgeprägt, abgelöst und überlagert, die jeweils als Supplement der Heterosexualität zu dienen hatten: Päderastie als pädagogisches Konzept der Antike, Sodomie als religiöses Konzept des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Homosexualität als pathologisches Konzept des 19. Jahrhunderts. Alan Bray, der Foucaults Thesen für die Epoche der englischen Renaissance ausarbeitet, betont mit Recht die Inadäquatheit der Applikation des Begriffes »Homosexualität« auf vormoderne Verhältnisse: »Davon zu sprechen, daß ein Individuum in dieser Epoche entweder ›homosexuell‹ gewesen sei oder nicht, ist ein Anachronismus, der in ruinöser Weise irreführt.«²⁸ Er modifiziert Foucaults diskursgeschichtlichen Grundriß in der Weise, daß er die Wurzeln des »homosexuellen Subjekts« als einer distinkten Lebensform bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert in der urbanen Subkultur der *molly houses* sieht. Wie Bray ferner bemerkt, vermochte der horrende Sodomiediskurs jener Zeit die Praxis gleichgeschlechtlicher Sexualität kaum einzuschränken (eine Feststellung, die für alle Epochen gelten dürfte).

3. Theoretische und historische Fragestellungen verbinden sich in einem dritten Feld der Queer Studies, das sich mit der Semiotik kultureller Texte befaßt. Diese als »Queer Reading« bezeichnete Leseweise fragt mit den methodischen Mitteln der Diskursanalyse, des Poststrukturalismus, der Psychoanalyse und der Dekonstruktion nach erotischen Subtexten und Schattenschichten, die der heteronormativen Zeichenökonomie einer literarischen (bzw. filmischen) Erzählung zuwiderlaufen. Sie rechnet mit der Möglichkeit eines Textbegehrens, das in einer unter-schwellig symbolischen Ordnung kodiert und nicht mit jenem Begehren deckungsgleich ist, das sich in den Stimmen des Autors, des Erzählers und der Figuren artikuliert. In ihrem Buch *Between Men*, einem der einflußreichsten Texte der Queer Theory, hat Eve Sedgwick ein derartiges Lektüremodell vorgestellt. Ausgehend

Queer Theory, a. a. O.; David Halperin, *Saint Foucault: Towards a Gay Hagiography*, New York 1995.

²⁸ Alan Bray, *Homosexuality in Renaissance England*, London 1988, hier S. 16f.; vgl. ferner seinen Artikel »Homosexuality and the Signs of Male Friendship«, in: Jonathan Goldberg (Hg.), *Queering the Renaissance*, Durham/London 1994, S. 40–61. Auf Bray beziehen sich die Beiträge von Halperin, Sedgwick und Traub in diesem Band.

von der Prämisse, daß unter den ideologischen Bedingungen des Patriarchats Sexualität und Macht einander notwendig mißrepräsentieren, plädiert sie für eine subtile Hermeneutik, die nicht allein auf metaphorische und metonymische Sinnrelationen blickt, sondern so kompliziert und dezentriert arbeitet wie die sexuelle Politik des Patriarchats selbst. An Beispielen aus der englischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts weist Sedgwick die Zirkulation einer affektiven Energie auf, die sie als männliches homo-soziales Begehren (*male homosocial desire*) definiert. Anhand der analysierten Texte postuliert sie ein potentielles Kontinuum affektiver Beziehungen zwischen Männern, das in doppelter Weise gebrochen wird: zum einen durch Homophobie, die einen Keil zwischen idealisierte Männerfreundschaft und dämonisierte Homosexualität treibt, zum andern durch den Entwurf einer triangulären Konstellation, in der die Frau zum Schauplatz des homo-sozialen Begehrens rivalisierender Männer wird.²⁹ Eine von Sedgwick unter dem Titel *Novel Gazing* herausgegebene Anthologie dokumentiert das breite Spektrum literaturwissenschaftlicher Arbeiten im Bereich des Queer Reading.³⁰ Ferner erörtern die Queer Studies im Rahmen ihrer Debatten um Kanon und Autorschaft das prekäre Verhältnis von Literatur (bzw. Film) und Identität. Sedgwick führt zwei Tendenzen queerer Kanonbildung an: zum einen die Zusammenstellung eines »minoritären« Kanons schwuler und lesbischer Texte, zum andern das systematische Queer Reading des »klassischen« literarischen Kanons.³¹ In welche produktiven Schwierigkeiten eine derartige Unterscheidung führt, wird sofort deutlich, wenn man Namen wie Thomas Mann, Oscar Wilde und Marcel Proust nennt, die in beiden Bü-

²⁹ Eve Kosofsky Sedgwick, *Between Men: English Literature and Male Homosocial Desire*. New York 1985, 2. Aufl. 1992. In meinem Beitrag gehe ich näher auf das Konzept des homo-sozialen Begehrens ein.

³⁰ Eve Kosofsky Sedgwick (Hg.), *Novel Gazing: Queer Readings in Fiction*, Durham 1997; daraus der in diesem Band abgedruckte Artikel von James Creech. Vgl. auch den Sammelband mit Queer Readings zur deutschen Literatur: Christoph Lorey/John L. Plews (Hg.), *Queering the Canon. Defying Sights in German Literature and Culture*, Columbia 1998.

³¹ Sedgwick, *Epistemology of the Closet*, a. a. O., S. 48–59 (»Axiom 6«); eine hübsche Pointe auf S. 52: »Gab es je einen schwulen Sokrates? Gab es je einen schwulen Shakespeare? Gab es je einen schwulen Proust? [...] Eine kurze Antwort, wenn auch eine sehr unvollständige, könnte sein, daß es nicht nur einen schwulen Sokrates, Shakespeare und Proust gab, sondern daß ihre Namen Sokrates, Shakespeare und Proust sind.«

cherregalen, dem minoritären und dem klassischen, zu finden sind. Das Problem der Autorschaft, das jüngst wieder ins Fadenkreuz der Literaturwissenschaft geraten ist und im Spannungsfeld dekonstruktiver und affirmativer Positionen diskutiert wird, stellt sich, wie der Filmwissenschaftler Richard Dyer in seinen Arbeiten zur Repräsentation gleichgeschlechtlichen Begehrens im Film von der Weimarer Zeit bis in die 80er Jahre zeigt, im Falle des »homosexuellen Autors« in besonders prekärer Weise.³²

5. Zu den Beiträgen dieses Bandes

Mit den skizzierten theoretischen, historischen und hermeneutischen Aspekten der Queer Studies korrespondiert die Gliederung des vorliegenden Bandes, der Beiträge aus verschiedenen kulturwissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere der Geschichts- und Literaturwissenschaften versammelt. Der erste Teil (»Queer Theory: Sexualität und Politik«) umfaßt theoretische Basistexte, die aus verschiedenen Perspektiven die Mechanismen und Aporien eines ideologischen Regimes beleuchten, das auf den heteronormativen Binarismen des Geschlechts und der Sexualität beruht. Gayle Rubin entwirft die Grundzüge für eine über den Feminismus hinausreichende politische Theorie der Sexualität, die essenzialistische Konzepte von Sexualität und ihre Inanspruchnahme zur Stratifizierung der Gesellschaft analysiert und kritisiert. Rubin versteht die Wellen sexueller Panik und die Unterdrückung sexueller Minoritäten im 19. und 20. Jahrhundert, zuletzt im Kontext von AIDS, als moralisch verbrämten Schauplatz des Austrags politischer Interessen. Teresa de Lauretis überträgt den von Luce Irigaray geprägten Begriff der »Homosexualität«, der die diskursive Hegemonie männlicher Sexualität

32 Vgl. Richard Dyer, »Believing in Fairies: The Author and The Homosexual«, in: Diana Fuss (Hg.), *Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories*, New York: Routledge 1991, S. 185–201. Dyer fragt in diesem Aufsatz, welche Rolle die Persönlichkeit eines Autors für das Verständnis seines Werkes spielt. Läßt sich die Ästhetik eines latent oder explizit schwulen oder lesbischen Films biographisch aus der sexuellen Präferenz seines Autors ableiten, oder ist die Person des Autors nur insofern relevant, als er eine bestimmte historische und diskursive Konstellation repräsentiert? – Zur aktuellen Autordebatte vgl. Fotis Jannidis u. a. (Hg.), *Die Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*, Tübingen 1999.

umschreibt, auf das Problem lesbischer Repräsentation und prägt ihn in den paradoxen Begriff der »sexuellen (In)Differenz« um. Feministische Definitionen des Geschlechts als sexueller Differenz können dem Diktat männlicher Kategorien insofern nicht enttrinnen, als die unterstellte weibliche Differenz implizit eine Differenz vom Mann bleibt und somit den männlichen Maßstab beibehält; folglich erweist sich sexuelle Differenz als sexuelle Indifferenz. Eve Kosofsky Sedgwick zeigt, in welchem Ausmaß die Epistemologie der modernen westlichen Gesellschaft vom offenen Geheimnis der Homosexualität mit seinen widersprüchlichen Regeln der Geheimhaltung und Enthüllung, der Privatheit und Öffentlichkeit, des Wissens und der Ignoranz regiert wird. Das schwule und lesbische Versteck (*closet*) ist ein Problem nicht nur desjenigen, der es fortwährend neu betritt und verläßt (Coming-out ist kein einmaliger Akt), sondern auch der widersprüchlichen, zwischen minorisierenden und universalisierenden Vorstellungen von Homosexualität schillernden Denkkonstruktion der heterosexuellen Gesellschaft. Judith Butler bilanziert und verteidigt ihre Thesen zur Performativität der Geschlechtsidentität und zum subversiven Potential der *gender performance*, die sie in *Das Unbehagen der Geschlechter* entwickelte, und setzt sie einer schwulen und lesbischen Identitätspolitik entgegen, die eben denjenigen sozialen und politischen Restriktionen Vorschub leistet, denen sie zu entkommen sucht.

Die Beiträge des zweiten Teils (»Queer History: Von Sodom bis Stonewall«) nehmen eine historisch-diskursanalytische Perspektive ein. Die ersten drei Beiträge zeigen, in welchem Ausmaß das heutige Sprechen über »Homosexualität« Diskursen der Antike, des Mittelalters und der frühen Neuzeit verpflichtet ist. David M. Halperin skizziert die komplexe Genealogie des modernen Homosexualitätsdiskurses, der Elemente von fünf traditionellen, vorhomosexuellen Diskurskategorien vereint: Effemination, Päderastie, Sodomie, Freundschaft und Inversion. Nur auf der Basis einer komparatistischen Diskursanalyse kann die Geschichte der männlichen Homosexualität methodisch angemessen geschrieben werden. Während der traditionelle Sodomiediskurs in homophoben Milieus der modernen westlichen Gesellschaften weiterwirkt,³³ werden in liberalen Kontexten oftmals umgekehrt

33 Jonathan Goldberg (Hg.), *Reclaiming Sodom*, New York 1994; vgl. auch

Queer denken heißt, die Vorherrschaft heterosexueller Denkmuster in unserer Kultur zu hinterfragen. In den USA sind *Queer Studies* längst eine etablierte Forschungsrichtung, von der wichtige gesellschaftspolitische und kulturelle Impulse ausgehen. In diesem Sammelband werden erstmals Basistexte der *Queer Theory* auf deutsch zugänglich gemacht.

Originalausgabe

ISBN 3-518-12248-7



€ 14,00 [D]

Queer Denken

Queer Studies

Herausgegeben von

Andreas Kraß

edition suhrkamp

SV